

BEN COES

**FIRST  
STRIKE**

GEISELNEHMER

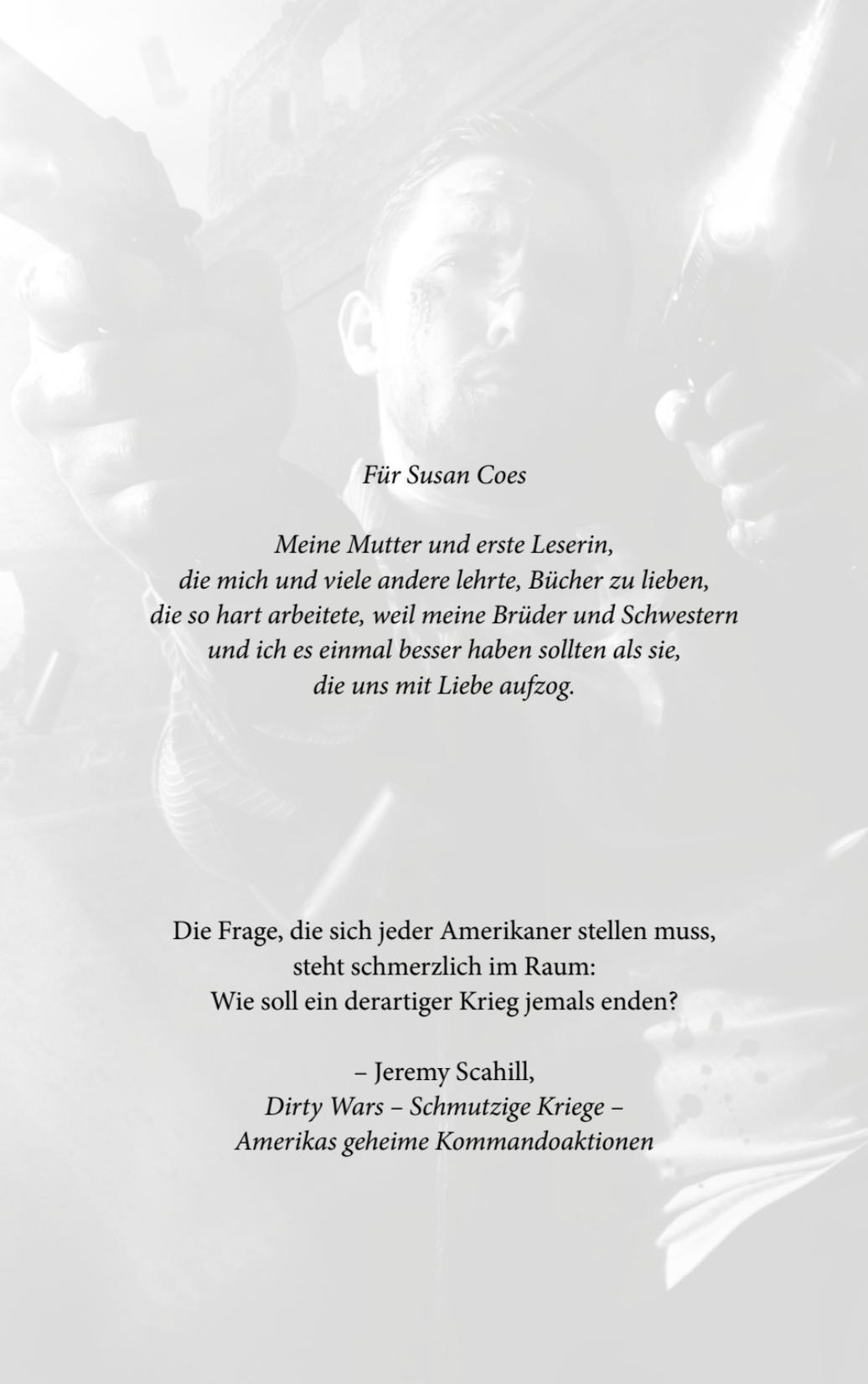
Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *First Strike*  
erschien 2016 im Verlag St. Martin's Press.  
Copyright © 2016 by Ben Coes

1. Auflage April 2019  
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig  
Lektorat: Alexander Rösch  
Titelbild: Arndt Drechsler  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-731-8  
eBook 978-3-86552-732-5



*Für Susan Coes*

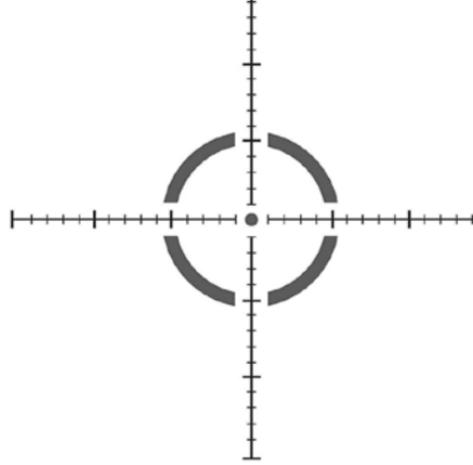
*Meine Mutter und erste Leserin,  
die mich und viele andere lehrte, Bücher zu lieben,  
die so hart arbeitete, weil meine Brüder und Schwestern  
und ich es einmal besser haben sollten als sie,  
die uns mit Liebe aufzog.*

Die Frage, die sich jeder Amerikaner stellen muss,  
steht schmerzlich im Raum:  
Wie soll ein derartiger Krieg jemals enden?

– Jeremy Scahill,  
*Dirty Wars – Schmutzige Kriege –  
Amerikas geheime Kommandoaktionen*

# PROLOG

PRÄSIDENTENPALAST  
KAIRO, ÄGYPTEN  
VOR VIER JAHREN



Der Konferenzraum im ägyptischen Präsidentenpalast sah im Wesentlichen noch genauso aus wie vor 300 Jahren. Durch ein kunstvoll handgearbeitetes Gitterwerk ließen drei Meter hohe Fenster gedämpftes Sonnenlicht herein. Eine Tapete mit grün-weißen Ornamenten zierte die Wände, handbemalt von einem der berühmtesten Künstler Ägyptens. Szenen aus der Mythologie waren in die vergoldete Kassettendecke eingeprägt. Genau in der Mitte hing ein gewaltiger Kronleuchter aus Marmor und Glaskristall, in dem sich das natürliche Licht des Raums in auseinanderfächernden Strahlen brach, die zu flackern begannen, als ein sanfter Windstoß die weißen und rosa Ranken in friedlichem Rhythmus tanzen ließ.

Die zeitlose Schönheit stand in krassem Gegensatz zum draußen herrschenden Chaos. Markerschütternde Schreie hallten vom Tahrir-Platz herauf, auf dem es von Demonstranten nur so wimmelte. Das wütende Gebrüll Präsident Mursis und seines versammelten Kabinetts erfüllte den Saal selbst. Sie hatten sich um die Mitte des Konferenztischs geschart und ergingen sich in erbitterten Schuldzuweisungen. Die Politiker warfen sich gegenseitig an den Kopf, dass es ja so kommen musste und sie alles vorhergesehen hatten.

Noch vor einem Jahr hatten die Führer des bevölkerungsreichsten Landes im Nahen Osten allesamt aus dem

Untergrund gewirkt, als Führungsriege der Muslimbruderschaft. Nun waren sie Kabinettsmitglieder im Dienst der Regierung Mohammed Mursis. Die Bruderschaft hatte es geschafft, die Macht zu erlangen. Ägypten, eines der größten, wohlhabendsten und mächtigsten Länder im Nahen Osten, hatte Mursi zum Präsidenten gewählt. Das greifbarste Ergebnis des Arabischen Frühlings. Mit seiner Wahl hatte die Bruderschaft, die bislang nur ein Dasein am Rande des Dschihad fristete, politische Bedeutung erlangt.

Doch all das stand auf der Kippe. Der Arabische Frühling war gekommen und gegangen. Nun, da Mursi tatsächlich ein Land führen musste, zeigte er seine wahre Persönlichkeit: ein stümperhafter, untauglicher Größenwahnsinniger, hundertmal despotischer als Husni Mubarak, der Diktator, an dessen Stelle er getreten war. Seit seiner Wahl im Juni hatte Mursi eine fürchterliche Fehlentscheidung nach der anderen getroffen, das Justizsystem lahmgelegt, das Parlament aufgelöst und schließlich per Dekret festgelegt, dass seine Handlungen über dem Gesetz stünden, da er nunmehr *das Gesetz sei*.

Durch die Straßen Kairos schwelte unverändert das Fieber des Populismus, doch nun forderten die Demonstranten Mursis Kopf. Seine – ihre – Zeit lief ab, das war ihnen allen klar. Sie spürten es. Kairo ... die Präsidentschaft ... Ägypten ... alles, wofür sie gearbeitet hatten, wofür sie Opfer gebracht, gelogen, betrogen und getötet hatten ... all das würde dahin sein.

Die Macht würde dahin sein.

Mursi saß am Kopfende des Tisches. Er wirkte müde, trug eine Brille mit dicken Gläsern und Metallgestell. Mit den Fingern fuhr er sich durch den sauber gestutzten Bart. Schlaff saß er da, nach vorn gebeugt, und lauschte der Debatte.

Garotin, der junge Militärstrategie der Muslimbruderschaft, hatte das Wort.

»Das ägyptische Militär bringt sich gegen Sie in Stellung, Herr Präsident. Die alten Fraktionen haben ihre Meinungsverschiedenheiten begraben.«

Der Schweiß auf Garotins Stirn und der Zorn in seiner Stimme offenbarten pure Verzweiflung, das Gefühl, dass alles umsonst gewesen war.

»Wir kontrollieren das Militär«, erwiderte Mursi.

»Tun wir das?« Ärger und Entrüstung schlangen in Garotins Stimme mit. »Ihnen ist schon klar, dass das Militär die Waffen und die Soldaten hat, Herr Präsident?«

Das Geschrei, das vom Tahrir-Platz durch die Fenster drang, wurde lauter und aufgebracht.

*»Almawt i Morsi! Almawt i Morsi!«*

*Tod für Mursi!*

»Sie sind doch der Verteidigungsminister«, warf Mursi ein. »Ihre Aufgabe ist es, sie im Zaum zu halten.«

»General Catabalis nimmt meine Anrufe nicht entgegen. Besprechungen werden ohne Erklärung abgesagt. Die Generäle hören nicht auf mich.«

»Der Kommandeur der Streitkräfte ist Ihnen unterstellt, nicht umgekehrt«, hob Burj hervor, Mursis Außenminister.

»Ja, das stimmt«, meinte Mursi. »Sagen Sie den Generälen, sie sollen den Tahrir-Platz räumen und in der Stadt eine stabile Ordnung wiederherstellen. Die wünschen sich doch bestimmt keine Neuauflage des Arabischen Frühlings?«

Entsetzt schüttelte Garotin den Kopf.

»Sind Sie denn alle blind?« Er hob die Stimme. »Es liegt doch auf der Hand, Herr Präsident. Das Militär ist im Begriff, das Land zu übernehmen, und stellt es so hin, als träte es als Retter auf. Alles nur wegen Ihrer ... Ihrer ...«

Garotin schaffte es nicht, den Satz zu Ende zu bringen.

Der ganze Saal starrte ihn erwartungsvoll an. Er sah zu Mursi, brachte jedoch kein Wort heraus.

Ein anderer Mann ergriff das Wort und vollendete Garotins Satz: »Inkompetenz.«

Ruckartig richteten sich aller Augen auf den Sprecher in der Ecke des Raums. Er stand am Fenster. Eine schwarze Augenklappe bedeckte sein rechtes Auge. Er murmelte das Wort, fast im Flüsterton, und doch übertönte er mühelos den Tumult auf den Straßen.

Trotz seiner 30 Jahre wirkte Tristan Nazir kaum älter als ein College-Student. Eine magere Erscheinung im blauen Hemd mit Button-down-Kragen, das schwarze Haar trug er kurz geschnitten. Er sah gut aus, nicht unbedingt attraktiv, aber eindrucksvoll, adrett, perfekt gekleidet, als käme er gerade von einem Treffen des Debattierklubs seiner Universität. Die Augenklappe verlieh seinem Auftreten etwas Düsteres; man empfand Mitgefühl mit ihm nach allem, was er durchgemacht hatte, und fürchtete sich zugleich vor der Gewalt, die sie andeutete.

Nazir musterte Mursi mit festem Blick. »Das wollten Sie doch sagen, Minister Garotin, nicht wahr?«

Das Schweigen währte nicht lange.

»Wie kannst du es wagen?«

El-Farka, Mursis Stabschef, sprang vom Stuhl auf und zwängte sich an den anderen vorbei, um zu Nazir zu gelangen.

»Ruft die Präsidentengarde!«, brüllte Burj.

Zum ersten Mal hob Mursi die Stimme.

»Hör auf mit den Albernheiten, Husni!«, wies er den hitzköpfigen Stabschef zurecht und deutete auf den Stuhl. »Setz dich sofort wieder hin, sonst bist *du* derjenige, der verhaftet wird.«

Anstelle von Gebrüll und Chaos breitete sich Schweigen aus. Mit einem Wink zitierte Mursi Nazir zu sich. Nazir

ging an El-Farka vorbei um den Tisch, deutete eine leichte, respektvolle Verbeugung an, ehe er sich aufrichtete und Mursi in die Augen sah.

»Tristan?«, fiel Mursi der Vorname gerade noch ein. »Der Finanzexperte, richtig? Studium in Oxford?«

»Ja, Herr Präsident.«

»Inkompetent?«, wiederholte Mursi. »Denken Sie so von mir, Tristan?«

Nazir ließ sich keine Unsicherheit anmerken, blickte erst das Staatsoberhaupt an, dann Garotin und El-Farka, schließlich wieder Mursi.

»Ja.« Er ließ sich weder Zorn noch Furcht oder Abneigung noch sonst eine Regung anmerken, antwortete ganz sachlich. »Eigentlich wollte ich Minister Garotin lediglich helfen, seinen Satz zu vollenden, aber ja, ich halte Sie für inkompetent, Herr Präsident. Das heißt nicht, dass ich Sie nicht respektiere, Herr Präsident.«

Alle plapperten durcheinander, doch Mursi schien es gar nicht zu bemerken. Als das Geschrei im Saal kein Ende nahm, hob er die Hand. »Könntet ihr alle mal den Mund halten?«

»Aber so eine Unverschämtheit können Sie doch wohl nicht durchgehen lassen?«

»Lieber höre ich eine ehrliche Meinung als einen Haufen Schmeicheleien und Lügen.«

Er nickte Nazir zu. »Sag mir, mein Sohn, was tätest du an meiner Stelle?«

»Wie bitte, Herr Präsident?«

»Tristan, wenn du der Präsident Ägyptens wärst, was würdest du tun?«

»Ja, was würdest du tun, du Verräter?«, rief jemand.

Gelassen blickte Nazir in die Richtung, aus der die Bemerkung kam. »Und Sie, Minister Burj, Sie haben doch

fleißig an Präsident Mursis Selbstzerstörung mitgewirkt, was sind Sie dann, wenn nicht ein Verräter?«

»Ich ... ich bin Patriot«, stammelte er. »Patriot!«

»Patriot? Wem gegenüber?«, erkundigte sich Nazir kühl. »Ägypten? Der Muslimbruderschaft? Ersteres steht im Begriff, Sie ins Gefängnis zu stecken, und Letztere wird es bald nicht mehr geben.«

Weiteres Schweigen, während sich kollektives Entsetzen breitmachte.

»Dem Kalifat gegenüber!« Burj stand auf, pochte im Takt zu seinen Worten auf den Tisch. »Einem Land gegenüber«, stammelte er, »das vom Islam regiert wird!«

»Ein hehres Ideal«, entgegnete Nazir, »das muss man Ihnen lassen, aber was nützt ein Ideal, wenn es nichts weiter ist als eben das? Beim Regieren geht es um Macht – um das Ergreifen von Macht, das Aufrechterhalten von Macht und die langfristige Sicherung von Macht. Es geht darum, so viel Stärke zu beweisen, dass man vom eigenen Volk verlangen kann, für das größere Ganze sein Leben zu opfern. Es geht um die Bereitschaft, andere zu töten.«

»Das Blutvergießen muss ein Ende haben!«

»Die Vereinigten Staaten wurden mit dem Blut ermordeter Indianer und Briten gegründet und dank der Opfer, die das eigene Volk brachte«, erwiderte Nazir gelassen. »Es funktionierte, weil sie ein übergeordnetes Ziel verfolgten: ein eigenes Land.«

Nazir trug seine Worte mit ruhiger Stimme vor. Als er endete, senkte sich Schweigen über den Saal.

»Das ist Blasphemie«, brüllte El-Farka quer über den Konferenztisch. »Wir sind nicht die Vereinigten Staaten. Gepriesen sei Allah!«

»Im Moment verfügen wir über einen der größten Militärapparate der Welt«, konkretisierte Nazir. »Und über

vier Milliarden Barrel Ölreserven in unseren zentralen Territorien. Das sind die strukturellen Voraussetzungen der Macht und eines dauerhaft souveränen Staates, und doch begnügen wir uns damit, mit anzusehen, wie uns alles wie Sand zwischen den Fingern zerrinnt.«

Mursi hob die Hand, um El-Farka zum Schweigen zu bringen. Er blickte Nazir an.

»Du hast eine scharfe Zunge, Tristan. Nimm dich in Acht, sie wird dich noch in Schwierigkeiten bringen. Ich habe dir eine Frage gestellt: Was tatest du an meiner Stelle?«

»Was ich tun würde, Herr Präsident? Wenn Sie mich so fragen, ich würde bei Catabalis zu Hause vorbeischaun und seine Familie festnehmen. Dann hätte ich ein Druckmittel, um von ihm zu verlangen, das Kriegsrecht zu verhängen. Und zwar unverzüglich. Heute noch. Auf der Stelle. Anschließend entließe ich alle Offiziere über dem Rang eines Colonels, um sie einsperren zu lassen.«

Er ließ den Blick durch den Raum schweifen, bevor er weitersprach.

»Ich würde alle enthaupten lassen.«

Mehrere der Versammelten stöhnten schockiert auf.

»In fünf Jahren würde sich kaum noch jemand an meine Taten erinnern. Und wer sich erinnerte, würde mich fürchten. Aber wir besäßen ein Land. Eine Nation. *Ein Kalifat*. Das ist alles, was zählt.«

»Eine Revolution des Volkes hat mich an die Macht gebracht«, gab Mursi zu bedenken. »Ich kann doch nicht meine Wähler im Stich lassen. Und ich würde ganz bestimmt niemanden enthaupten, um meine persönliche Macht zu erhalten.«

Nazir blickte über den Konferenztisch in die Richtung des Fensters, vor dem er eben noch gestanden hatte. »Marwan«, sagte er. »Komm her!«

Al-Jaheishi, ähnlich gekleidet wie Nazir, sah auf. Sein Gesicht lief rot an, die Augen huschten unruhig hin und her.

»Du brauchst nicht nervös zu sein. Komm her.«

Zögernd verließ Al-Jaheishi seine Ecke und ging quer durch den Raum zu Nazir. Sein Blick wanderte hektisch von Mursi zum Konferenztisch und schließlich zu Boden.

»Leg deine Hand auf den Tisch«, forderte ihn Nazir mit ruhiger Stimme auf. »Herr Minister, dürfte ich mir Ihr Messer leihen?«

Garotin langte unter den Tisch und zog eine Klinge aus der Knöchelscheide, legte sie auf den Tisch und schob sie Nazir zu, der danach griff.

Nazir blickte dem Jungen in die Augen. »Würdest du dich opfern, Marwan, wenn es um etwas Größeres ginge als um deine eigene Person?«

»Ja, Tristan. Das weißt du doch!«

Nazir sah zu Mursi.

»Als George Washington gegen die Briten kämpfte, besaß er nicht genug Geld, um seinen Männern Schuhe oder Socken zu kaufen, nicht mal mitten im Winter. Den größten militärischen Sieg des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges errang Washington, als er seine Soldaten, viele davon barfuß, über den Delaware River führte, und das bei Temperaturen, die kein Mensch in dieser Versammlung je erleben musste. Es herrschte Eiseskälte, die Art Kälte, die Menschen umbringt. Ein Großteil von Washingtons Soldaten verlor entweder das Leben oder die Beine durch Erfrierungen und Wundbrand. Aber Washington wusste, was getan werden musste.«

Nazir hob das Messer hoch über den Kopf und ließ es herabsausen. Die scharfe Klinge durchstieß Al-Jaheishis Handrücken, durchtrennte Haut, Muskeln und Sehnen. Mit einem grässlichen dumpfen Geräusch drang die Klinge ein,

es folgte ein hohler Schlag, als der Stahl sich in das Holz des Tisches bohrte. Al-Jaheishi zuckte zusammen, sagte jedoch kein Wort, als es rot aus seiner Hand quoll.

Im Saal brach die Hölle los, nur Al-Jaheishi blieb die Ruhe selbst.

Nazir ließ den Blick ringsum schweifen, während sich das Blut auf den Tisch ergoss. Er blickte Mursi an, dann streckte er die Arme aus, bereit, sich festnehmen zu lassen. Die Türen zum Saal wurden aufgerissen. Zwei Männer der Präsidentengarde stürmten herein und betrachteten fassungslos die dunkelrote Lache, die sich auf dem Tisch ausbreitete.

Das reinste Blutbad!

Mehrere der Anwesenden deuteten auf Nazir. Die Wachen wandten sich um. Ruhig stand er da, wartete mit ausgestreckten Händen.

»Festnehmen!«, sagte Mursi. »Der Mann ist geisteskrank.«

BLT STEAKHOUSE

WASHINGTON, D. C.

SECHS MONATE SPÄTER

In einer Stadt, in der es noble Steakhäuser im Überfluss gab, war das BLT noch eine Nummer besser als der Rest. Die angesagteste Adresse für vollendet gebratenes Fleisch in Washington; Profisportler, Geschäftsleute, Senatoren, Diplomaten und Lobbyisten kämpften um die besten Plätze. Selbst der Präsident der Vereinigten Staaten ging hier mindestens einmal im Monat essen.

An diesem konkreten Freitagabend war das BLT randvoll,

es herrschten reger Betrieb und eine ausgelassene Stimmung. Gelächter hallte von den mit Makassar-Ebenholz getäfelten Decken und Wänden wider, hin und wieder schallten Begrüßungen von Tisch zu Tisch, wenn ein Gast einen Bekannten entdeckte. Köche und Bedienpersonal verständigten sich durch kurze Kommandos, allerdings stets mit unterschwelligem Augenzwinkern, als würde es sich bei der Aufgabe, den hohen Anforderungen des BLT gerecht zu werden, um einen sportlichen Wettkampf handeln.

Im rückwärtigen Bereich des Restaurants führten zwei meistens geschlossene Türflügel aus Mahagoni in ein ausladendes Nebenzimmer. Dahinter bot ein gewaltiger Holztisch mehreren Dutzend Gästen Platz.

An jenem Abend saßen lediglich zwei Männer in dunklen Anzügen dort.

Der Lärm des Gastraums drang als unterdrücktes Summen durch die Wände, schuf eine sonore Hintergrundkulisse im eleganten Saal.

Sie hatten sich an einem Ende des Tisches versammelt. Darauf stand nichts außer einer Flasche Rotwein und zwei Gläsern.

Außerdem lag ein stählerner Aktenkoffer ungeöffnet zwischen den beiden Männern, ein wenig näher bei Stedman, der rechts saß. Ein dünnes Wolframseil verlief von einem Vorhängeschloss am Aktenkoffer zum Handgelenk. Der Koffer hing an seiner Hand, seit er London vor sieben Stunden verlassen hatte.

Stedman trug die dunkelblonden Haare in der Mitte gescheitelt und nach hinten gekämmt. Er hatte ein attraktives, wettergegerbtes Gesicht. Den Stuhl hatte er ein wenig nach hinten geschoben. Lässig zurückgelehnt saß er da, die Beine übereinandergeschlagen. Mit fragendem Gesichtsausdruck sondierte er die weitläufige Umgebung.

»Warum sind die Amerikaner eigentlich so versessen auf Steakhäuser?«, wandte er sich an den anderen. Ein unverkennbar britischer Akzent, der auf eine Ausbildung in Eton hindeutete, selbstsicher und in erster Linie aristokratisch.

Der Angesprochene, Cannon, grinste nur und schwieg.

»Das stellt mich vor ein Rätsel«, fuhr Stedman fort. »Ich käme nie auf die Idee, um das Töten, Zubereiten und Verzehren einer Kuh so viel Aufhebens zu machen.«

»Das liegt daran, dass ihr Engländer nie herausgefunden habt, wie man eine Kuh einfängt«, meinte Cannon. Sein leicht näselnder Tonfall verriet, dass er aus Texas stammte. »Die Viecher sind einfach zu schnell für euch.«

Stedman lachte. Doch mit einem Mal war sein Lächeln wie weggeblasen.

»Wo ist er?«

Cannon trank einen Schluck Wein.

»Sein Land führt zurzeit zwei, manche behaupten drei Kriege«, versetzte er ruhig. »Ich mag mich zwar irren, könnte mir jedoch vorstellen, dass der Deputy Secretary of Defense ziemlich beschäftigt ist.«

In diesem Moment betrat ein braunhaariger, untersetzter Mann mittleren Alters den Raum und zog die Türen direkt hinter sich zu: Mark Raditz, der Vize-Verteidigungsminister der USA.

»James, Bill«, entschuldigte er sich, während er mit ausgebreiteten Armen auf die beiden zutrat. »Es tut mir leid, ich wurde im Weißen Haus aufgehalten.«

»Das ist eine annehmbare Entschuldigung«, meinte Cannon und schüttelte ihm die Hand. »Gibt es etwas, das Sie uns erzählen können?«

»Nichts, was Sie nicht bereits wüssten«, erwiderte Raditz mit angespannter Miene. »Afghanistan ist ein verfluchtes Chaos, im Irak steht es noch schlimmer.«

Raditz nahm am Kopfende Platz, genau in dem Moment, in dem die Bedienung hereinkam.

»Guten Abend, Mr. Raditz. Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen?«

»Aber klar, Jenny. Ein Bourbon wäre großartig.«

Raditz' Blick streifte den Aktenkoffer auf dem Tisch, wanderte weiter zum Stahlseil an Stedmans Handgelenk.

»Was gibt es?«

Stedman griff in die Tasche, zog einen Schlüsselbund hervor, schloss den Koffer auf, holte einen Stapel Papiere heraus und knallte ihn Raditz hin:

ENTWURF STRENG GEHEIM  
NICHT FREIGEgeben FÜR AUSLÄNDISCHE STAATSBÜRGER

**PARLAMENTARISCHER  
GEHEIMDIENST-  
UNTERSUCHUNGS-AUSSCHUSS  
DES US-SENATS**

**DIE DIMENSIONEN  
DES DSCHIHAD:  
EINE AKTUELLE  
BESTANDSAUFNAHME DES  
RADIKALISIERTEN ISLAM**



**Weitergeleitet vom Vorsitzenden des parlamentarischen  
Geheimdienst-Untersuchungsausschusses,  
Saul Kennedy**

**Statistiken zur Rekrutierung  
Finanzielle Ausstattung  
Einschätzung des Einflusses der verschiedenen  
Gruppierungen**

ENTWURF STRENG GEHEIM  
NICHT FREIGEgeben FÜR AUSLÄNDISCHE STAATSBÜRGER

Raditz starrte das Deckblatt an.

»Saul Kennedy hat mich im vergangenen Herbst angerufen.« Der erfahrene Senator aus Kalifornien bekleidete den Vorsitz des Geheimdienstausschusses. »Im Oktober wandte sich der Ausschuss an die RAND Corporation, um eine Bottom-up-Analyse zum gegenwärtigen Zustand des Dschihad erstellen zu lassen.«

»Was meinen Sie mit ›Bottom-up-Analyse‹?«

»Zahlen«, sagte Cannon. »Nichts als Zahlen.«

»Wir analysierten alle militanten islamischen Gruppierungen im Nahen Osten, Afrika und Europa«, erläuterte Stedman. »Dazu bedienten wir uns festgelegter Indikatoren und stellten Vergleiche zwischen den einzelnen Gruppierungen an. Anwerbungsraten, Finanzen, technische Fähigkeiten und eine ganze Reihe weiterer quantitativer Bewertungsmaßstäbe wurden zurate gezogen. Wir gingen extrem ins Detail, was dank eines unbegrenzten Budgets kein Problem darstellte. Natürlich gaben wir eine Menge Geld aus. Solche Informationen sind nicht billig zu bekommen und der Ausschuss forderte eine umfassende Zustandsbeschreibung des radikalen Islam ein, einschließlich der relativen Stärken und Schwächen der diversen dschihadistischen Gruppierungen im direkten Vergleich.«

Die Bedienung kehrte zurück und reichte Raditz ein Glas.

»Lassen Sie mich raten. Es ist eine Katastrophe.«

»Der radikale Islam steht im Begriff, an Fahrt zu gewinnen«, erwiderte Stedman, »sogar an Orten, auf die der Westen seine Bemühungen konzentriert. In praktisch jeder Kategorie, quer durch alle Bewertungsmaßstäbe, an allen entscheidenden Schauplätzen laufen wir Gefahr, Niederlagen gegen den Dschihad einzustecken, und zwar vernichtende.«

»Es kommt noch schlimmer«, sagte Cannon. »Ausgerechnet in Gebieten, in denen die USA viel Geld

investiert haben, sei es in Form von Truppen, aber auch in Infrastruktur, Schulen, Brunnenbau und Ernährung, verzeichneten wir besonders hohe Zuwächse bei der Radikalisierung.«

Raditz überflog die fünfseitige Zusammenfassung, die der Analyse vorangestellt war. Danach rieb er sich einige Sekunden lang die Augen und stürzte seinen Bourbon in einem Zug hinunter. Er griff nach der Weinflasche, füllte das Glas nach und schob den Stuhl zurück.

Raditz hatte seine Karriere der Bekämpfung des Terrorismus gewidmet. Und was konnte er als Erfolg vorweisen? Amerikas viel gepriesener Krieg gegen den Terror entpuppte sich als Staubkorn im Wind, wobei es sich bei dem Wind in diesem Fall um einen ausgewachsenen Hurrikan handelte. Die zwei Kriege im Nahen Osten, die Drohneneinsätze, die Mordkommandos und verdeckten Operationen, Guantanamo, erweiterte Verhörtechniken, die NSA-Lauschanganriffe, das ausgedehnte Spionageprogramm – all das hatte die Dschihadisten sogar noch zusätzlich angestachelt, sie stärker, zäher und leistungsfähiger werden lassen und ihren Ehrgeiz gekitzelt. Wie bei einem Baum, den man beschnitt, gewann der Dschihad durch jeden Versuch von US-Seite, ihm die Flügel zu stutzen, zusätzlich an Einfluss.

»Sie hätten mir das Ganze auch einfach per E-Mail schicken können.«

Cannon langte in sein Jackett und zog einen kleinen schwarzen Gegenstand hervor, der optisch an ein Funkgerät erinnerte. Es handelte sich um einen Störsender zur Verhinderung elektronischer Abhörversuche. Er aktivierte ihn.

»Es gibt da eine Idee, die wir Ihnen gerne vortragen möchten.«

SADDATTHA RÉGIONALE FACILITÉ PÉNALE  
YOQUM, ÄGYPTEN  
EIN JAHR SPÄTER

Der Gefängnisdirektor führte Raditz zu einer fensterlosen Zellenflucht im Kellergeschoss der weitläufigen, an der Grenze zum Sinai gelegenen Haftanstalt. Der Direktor redete nur wenig. Ihm lagen eindeutige Anweisungen aus Kairo vor: Erfüll dem Kerl jeden Wunsch.

Der Gefangene, den Raditz besuchen wollte, war seit etwas über einem halben Jahr in Saddattha inhaftiert. Einer von einem Dutzend Individuen, die RAND als potenzielle ›aufstrebende‹ Radikale identifiziert hatte. Sie sollten aufgespürt und daraufhin überprüft werden, ob es sinnvoll erschien, sie durch ein in keinem US-Haushaltsposten aufgeführtes ›Arms-for-Influence‹-Programm zu unterstützen, sprich: den amerikanischen Einfluss auszudehnen, indem man diese Leute durch Waffenlieferungen an sich band.

Während seines kurzen Aufenthaltes im berüchtigtsten Gefängnis Ägyptens hatte der Mann sich de facto zum Anführer des ziemlich großen Dschihadisten-Untergrunds der Anstalt aufgeschwungen. Niemand hatte seinen raschen Aufstieg vorhergesehen oder geahnt, wie viel Macht ein so junger, stiller und ruhiger, beinahe professorenhaft wirkender Mann auf sich vereinen konnte.

Dass sein Aufstieg in den Reihen der untereinander erbittert um die Vorherrschaft kämpfenden militant-radikalen Knast-Community nahezu ausschließlich auf seinen Schriften beruhte, ließ ihn nur noch geheimnisvoller wirken und weckte am Ende Raditz' Interesse, zumal sich seine Veröffentlichungen größtenteils durchaus vernünftig lasen – voller Respekt gegenüber dem Westen und ganz ohne die üblichen Hasstiraden.

Durch eine Stahltür betrat Raditz den Vorraum eines Vernehmungszimmers. Im halb durchlässigen Spiegel konnte er Nazir erkennen. Dieser trug bräunlich grüne Gefängniskleidung, hatte die Hände vor dem Körper gefesselt und starrte die hölzerne Tischplatte vor sich an. Als sein Blick zum Spiegel wanderte, bemerkte Raditz die Augenklappe.

Mit der Rechten gab Raditz dem Direktor ein Zeichen, machte eine Bewegung, als würde er einen unsichtbaren Schlüssel drehen, und bedeutete ihm damit, dass er den Schlüssel zu den Handschellen des Gefangenen wollte.

Der Direktor kniff die Augen zusammen. »Der Mann ist gefährlich. Er ist der ...«

»Ich weiß, mit wem ich es zu tun habe.«

Raditz betrat den kleinen Verhörraum mit den rohen Wänden. Nazir blickte zu ihm auf. Er hatte olivfarbene Haut, war glatt rasiert, trug die Haare wie die meisten Gefangenen raschelkurz und wirkte wie aus dem Ei gepellt. Er lächelte.

»Hallo«, grüßte Nazir.

Raditz nahm ihm gegenüber Platz. »Hey, Tristan.«

Raditz beugte sich vor, schloss Nazir die Handschellen auf und zog sein Handy aus der Tasche, ein modifiziertes Gerät mit einer Vielzahl spezieller Apps, von der DARPA entwickelt. Die Defense Advanced Research Projects Agency galt als Ideenschmiede des Verteidigungsministeriums. Er rief eine Anwendung auf, die es unmöglich machte, das nachfolgende Gespräch mitzuschneiden.

»Mein Name ist Mark Raditz, ich arbeite für die US-Regierung.«

Nazir nickte höflich. »Ist das Ihr Antrittsbesuch, bevor Sie mich nach Guantanamo Bay schicken?«

»Das liegt ganz an Ihnen.«

Nazir grinste. »Haben Sie etwas von dem gelesen, was ich geschrieben habe?«

Raditz nickte. »Alles. Sogar die Texte aus Oxford. Sind Sie ein Dschihadist?«

»Nein, ich bin kein Dschihadist, jedenfalls nicht gemäß Ihrer Definition. Ich glaube jedoch an das Konzept eines muslimischen Staates. Allerdings würde ich die Regierung, das System an sich, nach dem Vorbild Ihres Landes gestalten. Eine repräsentative Regierung. Judikative. Exekutive. Eine Verfassung.«

»Aber zunächst einmal benötigen Sie dafür ein eigenes Land.«

»Das ist richtig.«

»Warum haben Sie Ihr Studium in Oxford abgebrochen?«

Nazirs Stimmung verdüsterte sich schlagartig. Seine gute Laune wich einer gewissen Trübsal. »Darüber möchte ich lieber nicht sprechen. Es hat mit all dem hier nichts zu tun.«

»Ihr Bruder ist ertrunken.«

Nazirs Blick heftete sich auf Raditz. Doch falls Raditz damit gerechnet hatte, Wut darin zu entdecken, wurde er enttäuscht. Stattdessen sah er nur eine düstere, reglose Miene vor sich, kalt wie Stein.

»Tut mir leid.«

»Hören Sie auf damit, mich zu analysieren.«

Raditz lehnte sich zurück. »Wenn man Ihnen die Freiheit schenkte, was würden Sie tun?«

Nazir lächelte. »Als Erstes würde ich gut essen gehen.«

Raditz wartete ab.

»Falls Sie wissen wollen, ob ich mich danach Al-Qaida oder einem ähnlichen Verein anschließen will, lautet die Antwort Nein.«

»Warum soll ich Ihnen das glauben?«

»Ich sage gar nicht, dass Sie mir glauben sollen. Ich beantworte lediglich Ihre Frage.«

»Weshalb würden Sie nicht zu Al-Qaida gehen?«

Nazir schwieg, schien seinen Gedanken nachzuhängen.

»Weil ich eine Vision besitze, wie ein Land existieren kann. Ein muslimischer Staat. *Die* dagegen nicht. Denen geht es bloß um Schlagzeilen, um Rache und darum, den Hass anderer anzustacheln. Erst wenn es uns gelingt, erstrebenswerte Ziele festzulegen, wird der Islam an Stabilität gewinnen. Kein Land kann dauerhaft Bestand haben, solange es nicht über Ziele verfügt, die es wert sind, dass man sich dafür einsetzt.«

»Aber Sie schreiben, dass auch der Terror seine Berechtigung hat.«

»Ja, das glaube ich tatsächlich. Nehmen wir die Ausrottung der amerikanischen Ureinwohner. Sie war ausschlaggebend für die Entstehung Ihres Landes, Mr. Raditz.«

Raditz blickte Nazir fest in die Augen, die Lippen leicht zusammengekniffen. Er musste zugeben, dass der Kerl recht hatte.

»Sind Sie Pragmatiker?«

»Wie meinen Sie das?«

»Würden Sie mit den Vereinigten Staaten zusammenarbeiten, wenn Sie auf diese Weise einen eigenen Staat errichten könnten?«

»Ich weiß nicht, wie Sie das meinen.«

Während der nächsten halben Stunde legte Raditz ihm dar, wie es funktionieren sollte.

Als eine von drei Personen im Pentagon mit der Befugnis, Mittel aus schwarzen Kassen einzusetzen, die dem Verteidigungsministerium zur Verfügung standen, aber nicht Posten für Posten vom Kongress kontrolliert wurden, hatte Raditz begonnen, Gelder auf Offshore-Konten umzuschichten. Parallel hielt er Ausschau nach dem richtigen Individuum beziehungsweise der passenden Gruppierung, um sie zu unterstützen. Sollte Raditz jemanden finden,

wollte er über die Offshore-Konten Gelder an gewisse ausländische Rüstungsfirmen transferieren, die für die Logistik aufkamen und die Lieferungen nach Übersee verfrachteten. Die auserwählte Gruppierung musste bestimmte Kriterien erfüllen: Sie musste vertrauenswürdig sein und in der Lage, die Beziehung geheim zu halten. Sie durfte keine Bedrohung für Verbündete Amerikas darstellen, zum Beispiel für Israel, und keinerlei gegen Amerika gerichtete Terrorakte oder sonstige Aggressionen verüben. Sie musste gut geführt und imstande sein, die Waffen dahin gehend einzusetzen, als stärkste militante Gruppierung im Nahen Osten aus dem Kampf hervorzugehen. Raditz hatte nicht vor, einem Interessenverbund allein deshalb Geld zukommen zu lassen, weil er große Reden schwang. Es mussten schon Taten folgen. Letztlich wollten die USA sich aus dem Nahen Osten zurückziehen. Das Programm stellte den ersten Schritt in diese Richtung dar.

»Weiß sonst noch jemand in der US-Regierung darüber Bescheid, Mr. Raditz?«

»Nein.«

Minutenlang saß Nazir schweigend da, tief in Gedanken versunken. Schließlich schaute er seinen Besucher an.

»Ich bin bloß Staatstheoretiker. Schriftsteller. Ein Student. Mein Interesse konzentriert sich darauf, die Entwicklung von Regierungen zu erforschen, wie sie zustande gekommen sind, und dann andere zu diesem Thema zu unterrichten. Ich selbst habe keine Ahnung, wie man einen eigenen Staat aufbaut.«

»Ich gebe Ihnen die Chance dazu. Mag sein, dass Sie aktuell nicht wissen, wie man es anstellt, aber Ihre entsprechenden Fähigkeiten haben Sie doch bereits unter Beweis gestellt. Und zwar hier im Gefängnis.«

»Seien Sie nicht albern. Dieser Gefängnisdirektor hat keine Ahnung, wovon er spricht.«

»Sagen Sie mir, Tristan, was würde passieren, wenn Sie einen Hungerstreik ausrufen?«

Ein wenig verschämt zuckte er die Achseln. »Die Leute würden aufhören zu essen.«

»Was, wenn Sie sie zu einem Aufstand aufrufen?«

»Dann gäbe es Blutvergießen.«

»Sehen Sie?«

»Wo sollte ich überhaupt anfangen?«

»In Syrien.«

»Kommen Sie mit Assad nicht zurecht?«

»Assad ist, genau wie sein Vater, ein abscheulicher Mensch.«

Nazirs Körpersprache ließ keinen Zweifel: Der Gedanke faszinierte ihn.

»Aus dem Irak halten Sie sich raus«, forderte Raditz. »Israel lassen Sie in Ruhe. Und am wichtigsten, Sie lassen Amerika verdammt noch mal in Ruhe.«

»Vielen Dank, dass Sie mir dieses Angebot unterbreiten, Mr. Raditz. Ich glaube, ich möchte es gern versuchen. Wenn ich Ihnen noch eine Frage stellen dürfte: Wie viel von diesem ›Schwarzgeld‹ wurde denn beiseitegelegt?«

»Zwei Milliarden Dollar.«

# 1

AEROPUERTO INTERNACIONAL DE  
CARTAGENA DE INDIAS  
CARTAGENA, KOLUMBIEN  
HEUTIGER NACHMITTAG

Dewey Andreas verschlief die erste Stunde nach dem Start. Als er aufwachte, fand er die Getränkebar an Bord der zivilen, schwarz-weiß lackierten Gulfstream G200. Der Jet gehörte einem in Florida ansässigen Unternehmen namens Flexor-Danton LLC, das im Hintergrund von der Central Intelligence Agency gesteuert wurde. Er nahm eine Flasche Bourbon heraus, schraubte den Deckel ab, blickte sich um, um sicherzugehen, dass die Piloten nichts mitbekamen, und trank mehrere große Schlucke. Anschließend stellte er die Flasche zurück und öffnete zwei Dosen Bier.

Dewey trug ein kurzärmliges schwarzes Polohemd mit gelben Abschlüssen. Die größte Größe, die Fred Perry im Sortiment hatte, doch Brust und Schultern dehnten den Stoff dermaßen, dass man den Eindruck bekam, es sei zu klein. Die Ärmel schmiegen sich eng um den gewaltigen Bizeps. Eine Tudor-Uhr mit gestreiftem Leinenarmband war der einzige Schmuck an den gebräunten Armen. Dazu trug er Jeans und Laufschuhe von Nike.

Deweys braunes Haar war lang, nach hinten gekämmt, grob in der Mitte gescheitelt und ein wenig zerzaust, als hätte es seit Wochen keine Bürste mehr gesehen. Ein dichter, ungebändigter Vollbart bedeckte sein Gesicht. Die hellblauen Augen, die aus dem ruppigen Gesamtbild

hervorstachen, vermittelten Kälte und Distanz. Etwas Hartes, Raues lag in der Art, wie Dewey sich kleidete, wie er sich gab, vor allem aber in seinem Blick.

Ein paar Sekunden lang starrte Dewey eine der Bierdosen an. Schließlich hob er sie an die Lippen, trank sie in einem Zug leer, zerdrückte sie und entsorgte sie im Abfalleimer neben der Bar. Er griff nach der zweiten und setzte sich. Auf dem Platz gegenüber lag ein Aktenordner.

Es war bereits sein zweiter Südamerika-Trip in dieser Woche. Der erste – nach Chile – erwies sich als Reinfall. Die Informationen hatten nicht gestimmt. Oder vielleicht doch, in diesem Fall musste die Zielperson Wind von seinem Ausflug bekommen haben. Darin bestand die Herausforderung, wenn man als Target einen ehemaligen Agenten ins Visier nahm.

Dewey schlug den Ordner auf und überflog das vergilbte Deckblatt:

---

<b>DATUM:</b>	<b>18. Mai 1988</b>
<b>PROJEKT:</b>	<b>O9H-6</b>
<b>BETREFF:</b>	<b>ROBERTS, SAGE COS. Moskau</b>
<b>GENEHMIGT:</b>	<b>ADJUTANT JUDGE LEON WHITCOMB Betr.: White-House-Untersuchung 334.67A</b>
<b>BESCHLUSS:</b>	<b>NICHTANERKENNUNG UND TERMINIERUNG ENDGÜLTIG</b>

---

Dewey legte die Akte zur Seite und verzichtete darauf, sie noch einmal durchzulesen. Er wusste längst, was drinstand. Zumal es um keinen Notfall mit unmittelbarem Handlungsbedarf ging. Genau genommen war sie über zehn Jahre lang

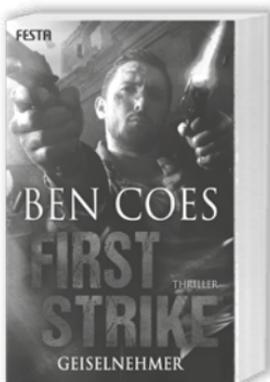
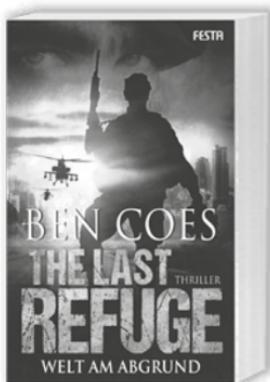
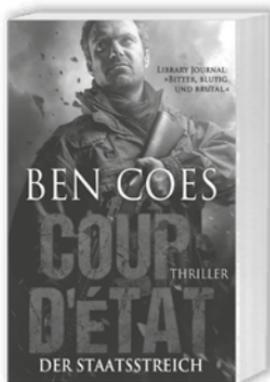
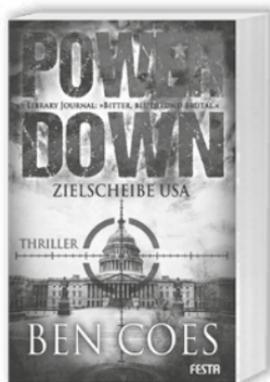
unter Verschluss geblieben, als ›ungeklärter Fall‹ eingestuft, tief im Keller eines Gebäudes am Potomac River eingelagert, der einer Gruppe von Leuten gehörte, die Dringenderes zu tun hatten.

Eigentlich befand Dewey sich im wohlverdienten Urlaub, als Belohnung dafür, dass er den russischen Terroristen Pjotr Vargarin alias Cloud gestoppt hatte. Um ein Haar wäre es Cloud gelungen, nur einen Steinwurf von der Freiheitsstatue entfernt eine 30-Kilotonnen-Atombombe in New York City detonieren zu lassen. Den Urlaub hatte ihm Hector Calibrisi gewährt, der Direktor der Central Intelligence Agency. Das Gleiche galt für die Nutzung des Jets. Sein Chef verzichtete in solchen Fällen darauf, weitere Fragen zu stellen.

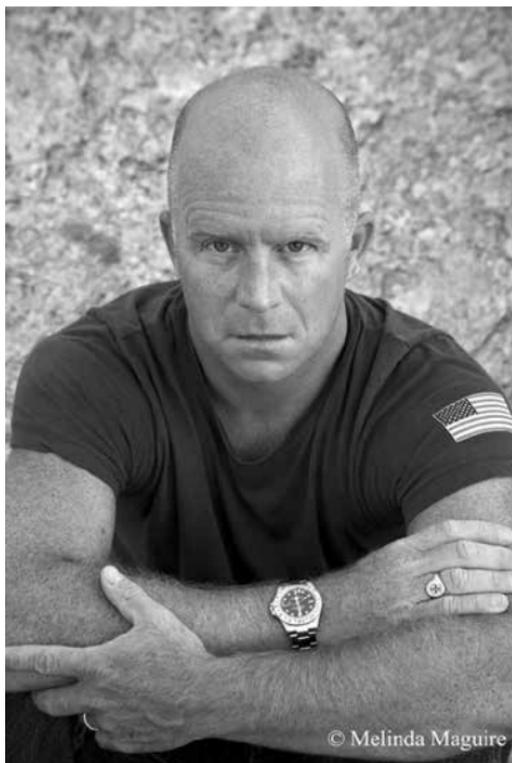
Dewey hatte Vargarin eigenhändig getötet. Der Russe hatte sich zu einem Ungeheuer entwickelt. Doch die Saat dazu hatte Amerika gelegt, im Besonderen ein abtrünniger, mordlüsterner CIA-Agent namens Sage Roberts. Dewey behauptete zwar, dass er nichts für Pjotr Vargarin empfand, doch damit machte er sich selbst etwas vor. Er empfand Mitleid mit ihm – Mitleid mit dem Jungen, der im Alter von fünf Jahren mit ansehen musste, wie seine Eltern vor seinen Augen erschossen wurden, kaltblütig von Roberts ermordet. Sosehr Dewey verabscheute, was aus Pjotr geworden war, noch mehr hasste er den Gedanken, dass Roberts weiterhin unter den Lebenden weilte.

Dewey blätterte im dicken Papierstapel, bis er auf ein Foto stieß, eine Porträtaufnahme, die Roberts zeigte. Eine betagte Aufnahme, allerdings trotzdem das aktuellste Bild in den Datenbanken der Agency, entstanden 1987. Roberts hatte dichtes, braunes Haar, ordentlich zur Seite gekämmt, Scheitel rechts. Ein längliches Gesicht, dunkle Ringe unter den Augen und unter dem linken Auge eine Narbe. Inzwischen musste er deutlich älter aussehen.

# DIE DEWEY-ANDREAS-SERIE



Infos, Leseproben & eBooks: [www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)



[www.benco.es.com](http://www.benco.es.com)

Der amerikanische Bestsellerautor BEN COES begann seine Karriere im öffentlichen Dienst, arbeitete im Weißen Haus unter den Präsidenten Ronald Reagan und George Bush. Später schrieb er u. a. Reden für den texanischen Öl-Milliardär T. Boone Pickens. Ben lebt heute in Boston mit seiner Frau und vier Kindern.